

Zeitschrift: Neue Wege : Beiträge zu Religion und Sozialismus
Herausgeber: Vereinigung Freundinnen und Freunde der Neuen Wege
Band: 19 (1925)
Heft: 2

Rubrik: Rundschau

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 04.04.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

gelangen. Und wenn sie auch vorher zu einer gelangten, wer wäre bereit ihr zuzustimmen? Woher nähmen die Richter die Maßstäbe zur Prüfung der Schuld? Ist das Urteil über Schuld seiner Natur nach nicht immer subjektiver Natur, besonders da, wo es sich um sittliche, um religiöse Schuld handelt? Wenn religiöse Gemeinschaften sich auf dem Boden jener Forderung einer neutralen Prüfung stellen, so verirren sie sich. Man mag auf einem ethischen, menschlichen Boden von einer relativen, abzumessenden Schuld reden, auf dem Boden einer Betrachtung vor Gott ist die Schuld absolut und unendlich, also auch keiner Vergleichung fähig. Es gibt daher auf dem Boden des Glaubens in dieser Sache nur einen Weg zur Wahrheit und zum Frieden: dass jedes Volk all seine Schuld und noch mehr als diese willig auf sich nimmt, dass jedes mit sich ins Gericht geht, als ob es allein schuldig sei, ganz unbekümmert darum, was andere sagen und tun. Das ist der religiös allein richtige Weg, im Völkerleben nicht weniger als im Leben des einzelnen Menschen. Ich gehe, ganz wie zu Beginn des Krieges, so weit zu sagen: Wir alle, auch die, die nicht Krieg geführt haben, müssen die Schuld auf uns nehmen, wir müssen Busse tun, Busse für den Krieg, den wir alle verschuldet haben.

Eine Weltbusse für den Krieg, wobei jeder unendlich viel auf sich nimmt, das ist die innere Revision des Versailler Vertrages und in letzter Instanz der einzige Weg zum Frieden.

17. Februar.

L. R a g a z.



Rundschau



Wohnungsnot und kein Ende! Vor einigen Wochen war im 6. Stadtkreis von Zürich eine bescheidene Wohnung in einer Seitengasse zu vermieten; 220 Familien bewarben sich um sie, und es soll vorgekommen sein, dass Männer bei dem Bescheid, sie sei schon vergeben, weinend wieder umkehrten. Wird es nun nicht, da allem Anschein nach doch so viel gebaut wird, endlich bald besser werden? Das zeigt sich als Illusion, wenn man bedenkt, dass seit dem Jahre 1918 in Zürich das jährliche Wohnungsangebot die Nachfrage nur zu einem kleinen Teil decken konnte; — die Zahl der neuen Wohnungen betrug nur ein Drittel, ein Viertel, oder gar ein Fünftel der Zahl der neugeschlossenen Ehen, und der Prozentsatz der leerstehenden Wohnungen, den man mit 2—3% als normal betrachtet, sank 1918—1919 auf 0,02 % und beträgt jetzt, alle Wohnungen eingerechnet, 0,19 %. Zieht man aber nur die wirklich vermietbaren (nicht auf Bestellung gebauten oder bereits vergebenen) Neuwohnungen in Betracht und scheidet dabei diejenigen mit mehr als vier Zimmern aus, so haben wir auch heute in der notwendigsten Kategorie nur einen Leerwohnungsbestand von 0,08 %, das heisst von ganzen 29 Wohnungen, von denen aber nur

zwei im Mietpreis unter 1500 Franken standen.¹⁾ Wenn dies die Lage ist nach einem Jahre, in dem zum ersten Male die Bautätigkeit annähernd der in der Vorkriegszeit nahekam (1384 gegen z. B. 1800 im Jahre 1912, 1275 im Jahre 1909), so können wir uns vorstellen, wie es in der nächsten Zukunft aussehen wird, wenn wir hören, dass für das Jahr 1925 mit einem Rückgang von ca. 600 Wohnungen zu rechnen ist.¹⁾ Für andere Gegenden liegen mir keine Zahlen vor, doch werden in den grösseren Städten (soweit sie nicht durch die Wirtschaftskrise an Bevölkerung verloren), vor allem in Bern und Basel, ähnliche Verhältnisse herrschen.

In Zürich sollten durch Hilfe von Gemeinde und Kanton für 1925 ca. 500 kleinere Wohnungen zu reduziertem Mietzins errichtet werden; bisher konnte nur ein Teil derselben begonnen werden, die Ausführung der übrigen steht in Frage, weil (bis Anfang Dezember 1924) von den 7 Baugenossenschaften, denen die II. Hypothek zugesichert worden war, nur zwei die erste Hypothek auf dem üblichen Wege erhalten konnten. Die Knappheit und Verteuerung des Geldes im letzten Jahre ist ja bekannt, und die Gründe dafür auch; es liegt nun schliesslich im Wesen des „Kapitals“, dass es, — wie das Wasser nach unten — dahin fliesst, wo der höchste Zins in Aussicht steht, und es ist darum auch einleuchtend, dass Villen und grössere Wohnungen allem Anschein nach viel weniger Schwierigkeiten haben, Hypotheken zu erhalten, als die kleinen, von der Stadt unterstützten, von der Bevölkerung so dringend gebrauchten Wohnungen von drei und vier Zimmern.

Das Kapital kann schliesslich nicht danach fragen, was wir brauchen, es hat ganz andere Sorgen. Wir aber möchten fragen, ob die Instanzen, die doch wohl dazu da sind, nach dem Wohl der Allgemeinheit zu fragen, eigentlich keine andere Orientierung kennen als die des Kapitals? In seiner unerbittlichen Notwendigkeit scheint es zu liegen, dass die Bautätigkeit erst dann wieder einigermaßen normal wird, wenn durch Abschaffung des Mieterschutzes die Mieten in den alten Häusern auf annähernd die Höhe der neuen Wohnungen gestiegen sind, und diese nicht mehr ein so grosses Risiko für die Zukunft zu tragen haben. Könnte sich aber eine Wirtschaftsordnung — wenigstens vor denkenden Menschen — besser und endgültiger selbst richten, als durch dies Eingeständnis: wir können uns aus diesem Elend nur retten durch Steigerung des allgemeinen Elends, durch ungeheure Belastung des gesamten Volkes, durch neue wirtschaftliche Kämpfe, die ja dann einfach nicht ausbleiben können, d. h. durch eine immer grössere wirtschaftliche Bedrückung und Verschärfung! Wer wünscht noch einen deutlicheren Beweis dafür, wohin wir kommen wenn über unserem Leben immer weiter die verkehrte Fragestellung nach Rente und Profit bestehen bleibt, anstatt der einzig natürlichen nach dem Bedürfnis des Menschen?

Die sozialdemokratische Partei des Kantons Zürich sammelt jetzt Unterschriften für eine Wohnungsinitiative, die für die nächsten Jahre eine Subventionierung des Wohnungsbaues von jährlich ca. 4 Mill. Franken fordert, welche gemeinsam vom Kanton und den Gemeinden aufgebracht und gemeinnützigen Baugenossenschaften oder Gemeinden zur Verfügung gestellt werden sollen. Dies wäre keine Lösung, wäre aber der Anfang eines Ausweges, der angesichts der ganzen grossen Not gewiss gerechtfertigt erscheint; dennoch wird es Leute geben, denen die geforderten Summen bedenklich hoch erscheinen. Ihnen darf man vielleicht eine andere Rechnung vorlegen, die allerdings den Bund, nicht einen Kanton, betrifft: Es geht gerade jetzt die Meldung durch die Blätter (s. z. B. St. Galler Volksstimme vom 12. Februar), dass das Militärdepartement eine Vorlage über die Einführung eines neuen Maschinengewehres plane und mit einem Kreditbegehren von 16,5 Millionen Franken an den Bundesrat gelangen werde. Wenn wir die Berechnung als Grundlage

¹⁾ Nach Angaben des Statistischen Amtes der Stadt Zürich.

nehmen, von welcher Prof. Gasser Winterthur (Volksrecht v. 10. Febr.) bei der Besprechung der Wohnungsinitiative ausgeht, wonach bei einer Subventionierung von 20—30 % mit 4 Millionen etwa 1000 Wohnungen verbilligt werden könnten, so ergibt sich, dass die Kosten der geplanten Einführung des Maschinengewehres ausreichen würden, 4000 Arbeiterwohnungen zu einem erschwinglichen Preis zur Verfügung zu stellen. Die 16 Millionen sind aber nur der fünfte Teil der jährlichen Militärausgaben. Was Wunder, dass wir zu arm sind, um Wohnungen zu haben, in denen man es noch wagen möchte, Kinder in die Welt zu bringen!

Die Regierungen wissen keinen bessern Rat gegen die Not, als Abschaffung des Mieterschutzes, und planen daneben die Anschaffung immer neuer Mordwerkzeuge (die zwar für äussere Feinde nicht ernstlich in Betracht kommen können); das Volk antwortet — vielleicht mit der Ausflucht der Verzweiflung, dass es besser sei, nicht geboren zu sein und keine Kinder zu haben — wenn wir nicht auf die einzige mögliche Antwort verfallen.

D. St.

Graubünden und das Automobil. Die bündnerische Abstimmung über die Zulassung des Automobils auf allen Strassen des Kantons hat nicht mit Unrecht Aufsehen erregt. Es haftet daran in der Tat ein tieferes Interesse. Das Bündnervolk hat diese Zulassung verworfen. Ob es dauernd dabei bleiben wird, mag fraglich sein, inzwischen aber ist dieser Entscheid für viele eine Freude gewesen, die keineswegs Reaktionäre sind, im Gegenteil. Man kann ja sehr wohl gerade durch Reaktion gegen bestimmte Zeiterscheinungen dem Fortschritt dienen. Wenn es irgend ein Merkmal dafür gibt, was man als Fortschritt gelten lassen darf, so doch gewiss dies, ob durch eine Sache der Mensch mehr zum Menschen werde oder umgekehrt. Nun kann man sich nicht leicht etwas Unmenschlicheres denken, als das Automobil in der jetzigen Art seiner Verwendung. Es bedeutet die vollendete Rücksichtslosigkeit gegenüber dem Menschen, seiner Gesundheit, seinen Nerven, seiner Sicherheit, ja seinem Leben, um von allem Aesthetischen zu schweigen; es ist die verkörperte Brutalität des Maschinenzeitalters. Durch das Automobil wird die Eisenbahn auf alle Strassen und Wege verlegt, aber ohne Schienen und ohne Schutzmassnahmen. Es wird dadurch in die Hand bestimmter Menschen — und zwar nicht der besten — ein Recht auf die Strasse, das Gemeineigentum aller, aber auch eine Macht über Ruhe, Freiheit, Leben anderer gelegt, die eine Tyrannei darstellt, gegenüber welcher der Gesslerhut ein Kinderspiel ist und die nur ein Geschlecht ertragen kann, das von einem freien und würdigen Menschentum längst abgekommen ist. Die oft himmelschreiend niedrigen Strafen, die wegen der fast täglichen fahrlässigen Tötungen von Menschen durch das Auto — meistens halt von „armen“ Menschen, wenn einmal ein „grosses Tier“ überfahren würde, wärs wohl anders! — ausgesprochen werden, zeigen, wie die technische Besessenheit im Bunde mit den Wirkungen des Krieges das Menschenleben billig gemacht hat.

Und was kommt dann bei alledem für ein „Nutzen“ heraus? Ist diese Eile, deren Ausdruck das Auto bildet, wirklich notwendig? Ist sie gut? Der Einzelne mag mitmachen müssen, weil er sonst im Wettbewerb zu kurz käme, aber ist das ganze System gut und notwendig? Wird dadurch nicht zuletzt das vernichtet, was doch schliesslich der beste und im Grunde einzige „Reichtum der Nationen“ ist, der Mensch, seine Gesundheit, seine Arbeitskraft, um von seiner Seele zu schweigen? Und was haben die Menschen von der Natur, die mit fünfzig Kilometer und mehr Geschwindigkeit in der Stunde daran vorbeisausen? Die ohnehin schon erschreckend grosse Oberflächlichkeit des heutigen Stadtmenschen wird dadurch nur noch vermehrt, und ein Heilmittel dafür, der Verkehr mit der Natur, unwirksam gemacht, ja ins Gegenteil verwandelt. Dazu wird durch die Verlegung der Eisenbahn auf alle Strassen und Wege, nicht einmal die Feldwege ausgenommen, und durch den Umstand, dass

das Auto ungleich mehr als Wagen und Pferd vielen zur Verfügung steht und leichter zu brauchen ist, ohnehin die Stille und Einsamkeit der Natur zerstört. Wie viele der schönsten Strassen unseres Landes sind für Fussgänger einfach unmöglich, für den Autofahrer aber doch auch nur ein Ort des Staubes und Gestankes geworden.

Nein, das ist nicht Fortschritt, sondern Rückschritt der schlimmsten Art. Wir ruinieren in unserem Maschinenwahn den Menschen. Wohin wir damit unmerklich gelangen, hat letzthin ein so wenig der altväterischen Beschaulichkeit verdächtiger Mann wie Professor Zangger in Zürich gezeigt. Er weist nach, wie in Amerika eine neue Zusammensetzung der Benzinheizung des Automobils erfunden worden ist, deren ausgestossene Gase von äusserster Giftigkeit und Schädlichkeit sind. Diese Stoffe lagern sich auf den Strassen ab, erfüllen unsere Städte und machen sie zu reinen Pesthöhlen.¹⁾ Prof. Zangger fordert, dass wir uns dagegen durch strikte Verbote wehren; aber so lange diese technische Besessenheit andauert, ist von solchen Verböten wenig zu hoffen. Wenn man der Flut an einem Orte den Weg verstopft, so bricht sie an einem andern durch. Was als Maschinengewehr, Unterseeboot, Fliegerbombe die Welt mit Hölle und Untergang bedroht, das will auch im Frieden den Menschen der Gewalt dämonischer Mächte unterwerfen, die scheinbar in seinem Dienste stehen, in Wirklichkeit ihn beherrschen. Es ist das gleiche System! Noch sind die meisten Zeitgenossen diesen Tatsachen gegenüber verblendet; sie werden eines Tages erwachen — möge es zur Umkehr dann nicht zu spät sein.

Was speziell Graubünden betrifft, so sei vorausgeschickt, dass es ganz sicher eine falsche Rechnung ist, wenn man vom Auto eine „Hebung“ der Fremdenindustrie erwartet. Der Umstand, dass gerade das Engadin die neue Vorlage verworfen hat, enthält ein unzweideutiges Urteil darüber. Ohne Zweifel bringt das Auto eine Menge von Fremden in das Land, die sonst nicht kämen. Aber was sind das für Leute? Es sind zu achzig Prozent die Leute, die sich von Blut und Not der Völker bereichert haben, der übelste Auswurf der heutigen Gesellschaft. Kann man glauben, dass uns von solchen Leuten ein Segen komme? Müssen sie nicht zuletzt auch für den Fremdenverkehr Fluch und Verwüstung bedeuten? Und ist es am Platze, dass der Bündner Bauer mit seinem Wagen und seinem Vieh, und der schweizerische Fussgänger diesen Leuten geopfert werden? Das alles gilt, ganz abgesehen davon, ob der bei uns übliche Kultus des Fremdenverkehrs nicht vielleicht ein Krebschaden für unser Land und Volk sei. Nicht dass wir unsere Berge den Fremden und Einheimischen verschliessen wollten, wenn sie wirklich Ruhe und Erholung suchen, aber was wir nötig hätten, wäre zunächst eine Reformation dieser ganzen Einrichtung von Grund auf.²⁾ Vor allem aber ist zu sagen, dass die Alpen ihre Heiligkeit und helfende Kraft in dem Masse behalten, als sie von dem Wust einer industrialisierten Welt freibleiben. Die Bewahrung einer stillen und von Gottes Hauch durchwehten, nicht vom Automobilgebrüll durchtönten und von Benzingeruch verpesteten Natur ist eine Sache, die über allen eiligen Geldgewinn geht. Stellen wir nicht Gott Mammon in das Allerheiligste des Alpentempels! Und endlich handelt es sich dabei um die Sache der Demokratie. Die Strasse gehört allem Volk, sie gehört nicht den Reichen und dazu noch deren übelster Sorte. „Frei ist der Weg, die Strasse und die Quelle,“ singen wir aus einem altdemokratischen Gefühl heraus im Calvenfestspiel; aber ist das nicht für jeden, der auf einer Auto-Alpenstrasse geht, ein blutiger Hohn? Die Erhaltung und Neubegründung der Demokratie ist

¹⁾ Vergl. Schweiz. medizinische Wochenschrift Nr. 2. (9. Jan. 1925).

²⁾ Ich verweise dafür auf das in meiner „Neuen Schweiz“ in den Kapiteln „Die Fremden und die Fremdheit“ und „Das Wunder des Geistes“ Gesagte.

aber wichtiger als ein paar Hunderttausende, ja Millionen in unserem Bergland hängengebliebene Kriegsgewinne und Schieberdollar.

So scheinen mir mit dieser Sache sehr bedeutsame Fragen unserer ganzen Kultur verknüpft zu sein. Wenn das Bündnervolk aus einer instinktiven Auflehnung des demokratischen und menschlichen Empfindens gegen Hotelokratie, Mammonismus und Maschinismus entschieden hat, dann hat es eine gute und vorbildliche Tat getan. In diesem Falle wäre ein richtiger Konservatismus ein richtiger Fortschritt, so recht im Gegensatz zu unserem sonstigen schweizerischen Verhalten, das in den letzten Zeiten jedem wirklichen Fortschritt abgeneigt ist, aber jedem modernen Schwindel die Tore sperrangelweit öffnet. Wenn auch eine Reaktion gegen die Art dabei ist, wie es vor zwei Jahren in dieser Sache durch eine schlaue Mache von Politikern, Hoteliers und Zubehör überrumpelt worden ist, dann desto besser.

Mit alledem soll jedoch zweierlei für uns nicht erledigt sein. Was das Problem der Technik im allgemeinen betrifft, so ist es schwierig und selbstverständlich nicht durch eine einfache Rückkehr zu früheren Zuständen zu lösen. Notwendig ist bloss, dass wir auf dem heutigen Wege innehalten und uns fragen, ob wirklich die Technisierung des Lebens ohne weiteres den Gewinn bedeute, den viele als selbstverständlich betrachten. Wir könnten uns darin so gut irren, als wir uns schon in ähnlichen Dingen geirrt haben. Von der technischen Besessenheit sollten wir auf alle Fälle loskommen.

Was aber speziell das Automobil in Graubünden betrifft, so schiene mir am ehesten das Lastauto dazu bestimmt, dem Volke wirkliche Dienste zu leisten. Im übrigen darf man wohl ruhig abwarten, wie sich die Dinge in den nächsten zehn Jahren allgemein weiter entwickeln. Hier ist sicher keine Gefahr im Verzug — im Gegenteil: das Abwarten hat hier, wenn irgendwo, sein Recht. Bereuen wird das Land es sicher nicht müssen. Inzwischen hat es das Verdienst, einem wüsten Götzendienst eine Absage erteilt zu haben.

Nachtrag. Der französische Arzt Toulouse äussert sich über unser Problem im Quotidien also:

„Dante hat in seiner Hölle die schlimmste der Qualen, die Hauptstrassen der modernen Grosstadt, nicht vorausgesehen. Diese werden zu bestimmten Stunden die Hölle der unglücklichen Bürger, die genötigt sind, sie in Geschäften zu durchqueren. Betäubt durch das Getöse der Fahrzeuge, verwirrt durch die Masse der Auto, die auf den Plätzen wie ein Wirbel durch ihr Blickfeld rasen, belästigt durch die Gase, die die Motoren ausspeien, machen sie ihren Weg, eilig, angstvoll, vergiftet. Und sobald sie sich auf die Fahrstrasse wagen, sind sie wie furchtsame Schafe, die um sich herum die stählernen Ungeheuer rollen hören. Sogar auf der Zuflucht der Trottoirs, inmitten all des Lärms, in einer verpesteten Luft, im Gedränge pressierter Menschen, bleibt ein Spaziergang eine beständige Schinderei.

Die, welche in den Gefährten zirkulieren, sind nicht glücklicher. Einer neuen Art von schottischer Douche unterworfen, ständig von der Eile zur Langsamkeit, von der Furcht vor Zusammenstoss zur Angst vor Verspätung übergehend, zwischen Autobus eingezwängt und geschüttelt, teilen sie die Gefahren, deren Urheber und Opfer sie gleichzeitig werden. Und was die unglücklichen Anwohner dieser Höllenwege betrifft, seien es Privatpersonen oder Geschäftsleute, so gewährt ihnen, wenn sie sich mit zerrütteten Nerven zur Ruhe legen, auch die Nacht nur einen zweifelhaften Frieden.

Man nehme diese Darstellung nicht als bloss literarische Form. Die Vergiftung der Atmosphäre ist anhaltend. Chemische Analysen der Luft der belebtesten Strassenkreuzungen haben einen Gehalt von Kohlenoxyd nachgewiesen, der die Vergiftungsgrenze erreicht. Um diesen Nachweis zu erläutern, berichtete der Verfasser der Arbeit den Fall eines Automobilisten, der in seiner Garage an Erstickung starb. Die Laryngologen (Kehlkopfspezialisten) von

Paris haben beobachtet, dass die Mehrzahl der Pariserkinder drüsenartige Auswüchse zeigten und sie schreiben diese Häufigkeit der aufregenden Wirkung der durch die Automobile erzeugten Dämpfe zu. Vollends wird sich niemand wundern, dass der Hörnerv in diesem Getriebe auf eine starke Probe gesetzt wird, namentlich wenn er schon schwach oder angegriffen ist.

Aber am meisten zu beklagen sind die geistig Ueberanstrengten. Für diese armen Teufel wird eine Durchquerung von Paris zu den Stunden, wo sie diese nach den Gesetzen der städtischen Arbeit vornehmen müssen, zu einer beängstigenden Nervenprobe. Viele erkrankten in Folge davon an Furchtzuständen [aller Art], die sie bis in den Schlaf hinein verfolgen.

Kurz, es sind unsere Knochen und vor allem unsere Nerven, die den Preis für den mechanischen Fortschritt bezahlen!“

So der Pariser Arzt. Was er von Paris sagt, gilt, mutadis mutandis, allgemein.

Macht die Zensur zunichte! Unsere Leser wissen, dass zu den übelsten Dingen, die in unserem Lande während des letzten Jahrzehnts geschehen sind, das Schicksal gehört, das dem Buche „Das Prätigau“ von Doktor Gadiant und seinem Autor von unserem „Freisinn“ (blutiger Hohn!) und der ihm zur Verfügung stehenden Gerichtsbarkeit bereitet worden ist. Nun ist das Buch endlich wieder frei und es ist Gelegenheit geboten, ein schweres Unrecht gut zu machen (vgl. das Inserat). So sollte es denn massenhaft gekauft werden, damit bald eine zweite Auflage nötig wird. Dass jeder Käufer als solcher auch einen kleinen Beitrag an die dem Verfasser aus seinem Kampfe erwachsenen Unkosten leistet, sei nur nebenbei bemerkt.

Im übrigen lohnt sich der Erwerb dieses Buches reichlich. Denn wie wir seinerzeit gezeigt haben, besitzt es trotz seines sehr speziellen Gegenstandes, und vielleicht gerade darum, ein durchaus allgemeines Interesse. Am Beispiel eines bündnerischen Alpentales wird nicht nur das Bauernproblem, sondern auch das politische Problem, ja das Kulturproblem unserer Tage überhaupt, entwickelt und anschaulich gemacht. Daneben ist an dem Buche besonders wertvoll der meisterhaft aufgezeigte Zusammenhang zwischen Natur und Kultur. Es besitzt einen dauernden Wert und gehört zum Allerbesten, was seit langem unter uns an Schriften solcher Art erschienen ist.

Freilich fehlen nun die Stellen, die für gewisse bündnerische Politiker ein Spiegel waren, in den hineinschauend sie meinten, ihr Wohlgelungens Konterfei zu erblicken. Der Leser mag sie sich aus der Phantasie frei ergänzen und allfällig die Namen jener Politiker dazu schreiben; damit gelangen diese doch auf die Nachwelt.

Nochmals: machen wir ein schweres Unrecht gut. Tun wir, was wir können, dass dieses misshandelte Buch weit herumkomme und erst recht seine Mission erfülle.

Die Huldigung einer Frau für Spitteler. Eine Frau schreibt uns über Spitteler und die Frauen folgendes:

„Dank erfüllt lese ich den „Kranz“, den Sie vor Carl Spittelers „Standbild“ niederlegen, und da ich so sehr überzeugt bin, dass auch wir Frauen ganz besonders Grund haben, diesen grossen Dichter zu verehren und zu lieben — denn keiner vielleicht hat mit so viel Liebe und Ernst sich unserer Schwächen, wie unserer Stärken angenommen wie er; ja keiner kann uns gerechter werden und unsere eigentliche Berufung schöner erkennen als dieser Edle es getan — erlaube ich mir diese paar Worte.

„Sehet welch ein Dichter!“ jubelte ich, als ich in den „Extramundana“ zum ersten Mal den „Verlorenen Sohn“ las und dort die Liebe in drei Steigerungsgraden in uns Frauen geschaut sah. — Welch herrliche Aufgabe wird uns dort zum Schluss zgedacht!

Stückwerkartig versagt in diesem „Verlorenen Sohn“ die Liebe jener Bräute, die weit hinter der viel reineren und grösseren Mutterliebe zurückbleibt und diese wiederum ist ohnmächtig im Vergleich zur Himmelskönigin Ajescha, der, in ihrer „fleckelosen Himmelsreinheit“ schliesslich allein es gelingt, die Seelen aus ihren Staubkern zu befreien, um sie alle, alle ihrer wahren Heimat zuzuführen. Auf, Schwestern! Lasst uns „Ohren“ haben, dass wir hören. Und im „Olympischen Frühling“ die Hera, jene stolze Amazonenfürstin, die Gattin des Zeus und Königin über Götter und Menschen — aber sterblich und wie schrecklich sterblich, schier gar wie unsere eiserne Zeit. (Doch an dieses Dichters Werken soll niemand herumklügeln wollen!) Es genüge uns Frauen, in dieser Hera einfach den weiblichen Typ zu sehen, der furchtbarer und tragischer nicht geschildert werden kann, wie dieses durch Hochmut verblendete, vom Tode und dem Automaten gehetzte und verängstigte Weib, das schliesslich zur Hyäne wird. —

Dann Artemis, Apollons Gefährtin! Welche denkfreudig suchende Frau könnte auf einsamen Glaubens- und Wahrheitspfaden bei dieser Artemis nicht eine Kraftquelle finden und dort ihren Mut verjüngen! — Und wie wenig verlockend erscheint dagegen die übermütige Aphrodite, der im Plutsch und Regen endlich ein gründliches Fiasko beschieden ist. Nein, diese Schöne konnte niemals bei dem Dichter ernsthaft als „der Sinn der Welt“ gegolten haben. Prometheus lebte ja damals schon und in ihm (dem 1.) jene herrliche Pandora.

Kurz und gut, die Werke Carl Spittellers, angefangen von seinen „Ersten Erlebnissen“ bis hinauf zu Prometheus, dem Dulder, sind auch für uns Frauen ein herrliches Titanengeschenk, aus dem wir unendlich viel Trostreiches und Verheissungsvolles schöpfen können. Möchten doch recht vielen von uns jene besonders lieben und reinen Frauentypen, die dieser Seher schaute, eine Offenbarung werden. Dieser Segen würde uns unsere finstere Zeit durchleuchten! — Komme bald, du liebliche Ajescha!“ S. W.

Antwort an Herrn Prof. E. Laur. Prof. Laur beklagt sich in einer Erklärung, die aus seiner „Bauernzeitung“ in andere, ihm gleichgesinnte Organe übergegangen ist, über meine Bemerkung im letzten Hefte der „Neuen Wege“, dass wir auch dem Bauer sagen müssten, „wie er durch Laurs Militarismus betrogen werde.“ Er tut, als ob ich ihn einen „Volksbetrüger“ genannt hätte und behauptet, es werde vielleicht noch die Stunde kommen, wo ich auf die Kniee sinken und dem Herrgott danken werde, dass meine Worte an der Vaterlandsliebe, dem Opfersinn und dem Pflichtbewusstsein der Schweiz kraftlos abgeprallt seien.

Ich möchte — ausnahmsweise und weil es keine „persönliche“ Angelegenheit ist — Herrn Prof. Laur Folgendes antworten:

Wenn Sie sich über den „Ton“ beklagen, den ich gegen Sie angeschlagen, so hätten gerade Sie dazu kein Recht, auch wenn dieser Ton schlimm wäre. In Wirklichkeit liegt gar kein Anlass zur Klage vor. Ihre Behauptung, ich habe Sie einen „Volksbetrüger“ genannt, ist eine jener Entstellungen, ohne die Sie nicht auszukommen scheinen und die Sie eben nur Leuten bieten dürfen, die den wahren Sachverhalt nie erfahren. Es ist weder meine Absicht gewesen, Sie einen Volksbetrüger zu nennen, noch liegt das in meinen Worten. Sie verkehren das, was objektiv gemeint ist: dass der Bauer sich eines Tages durch Laurs Militarismus betrogen sehen müsste, ins Subjektive: dass Sie den Bauer mit Bewusstsein und Absicht betrögen. Auch eine andere Entstellung leisten Sie sich. Sie tun, als ob ich meine Forderung völliger und sofortiger Abrüstung jeder Art auf die wirkliche oder mögliche Tatsache der deutschen Rüstungen gründe, was natürlich in dieser Form als Absurdität erscheinen muss. In Wirklichkeit gründe ich sie und bezieht sich speziell meine Bemerkung über Ihren Militarismus auf die Tatsache des Gaskrieges, was etwas ganz anderes ist. Dieser Gaskrieg vor allem ist es, der unsere

Rüstungen zu einem „Betrug“ macht und uns als Weg der Rettung nur die A b r ü s t u n g übrig lässt, natürlich die Abrüstung aller, zu der aber die u n s r i g e gehört. Sie wissen aus den „Neuen Wegen“ ganz genau, dass ich es so meine.

Und nun sage ich Ihnen: Ich habe sie nicht einen Volksbetrüger genannt, a b e r wenn Sie dem Bauernvolk nicht jene Tatsache des drohenden Giftgaskrieges mitteilen, die Ihnen aus der Abhandlung von Gertrud Woker über den „Wissenschaftlichen Krieg“ oder aus dem Gutachten des Völkerbundes über den Gaskrieg bekannt ist, wenn Sie sie ihm nicht objektiv, ohne Entstellung, mitteilen, d a n n, ja dann sind Sie in dieser Sache (von der wir hier allein reden) ein bewusster Irreführer unseres Volkes, besonders des Bauernvolkes, und laden eine schwere Verantwortung vor dem Gott auf sich, an den Sie zu glauben behaupten, und der kein Gott der Giftgasbomben und Maschinengewehre ist, der es aber mit der Wahrheit genau nimmt und dessen Gericht die sicherste der Tatsachen ist.

Ich komme damit auf den zweiten Punkt. Sie tun — und auch das entspricht Ihrer gewohnten Taktik — als ob Vaterlandsliebe, Opfersinn und Pflichtbewusstsein selbstverständlich nur auf Ihrer Seite stünden und auf unserer selbstverständlich das Gegenteil. Nun fällt es mir nicht ein, Ihnen die Vaterlandsliebe und was dazu gehört, abzustreiten. Aber sollte ein so gescheiter Mann wie Sie im Stillen nicht ganz genau wissen — was er freilich seinen Leuten nicht verraten darf — dass wir anderen u n s e r e Sache nicht weniger aus Vaterlandsliebe, Opferwillen und Pflichtbewusstsein vertreten? Freilich, es ist eine andere Vaterlandsliebe, ein anderer Opferwille, ein anderes Pflichtbewusstsein. Wir verstehen unter Vaterlandsliebe nicht die Betätigung der Vorurteile, an denen die Völker zu Grunde gehen, sondern die Vertretung der Wahrheit, unter jenen Schmerzen und Opfern, die sie immer kostet; wir meinen, es heisse nicht Vaterlandsliebe, wenn man jene Hassgedanken nährt, ohne die der Militarismus nicht leben kann, sondern wenn man sein Volk ermahnt, in einer neuen, dem Dienst der Menschheit eingeordneten Aufgabe eine neue Grösse und ein neues Existenzrecht zu finden. Unter Opferwillen verstehen wir darum nicht, dass man möglichst viel Waffen ansammelt, um a n d e r e zu opfern, sondern dass man unter Opfern sich an eine grosse Sache setzt; wir verstehen darunter nicht, dass man Maschinengewehre anschafft und für die Tuberkulösen und die Alten und Invaliden kein Geld hat, sondern dass die Starken den Schwachen Opfer bringen und ihren Besitzegoismus überwinden. Pflichtbewusstsein endlich zeigt ein Volk nicht damit, dass es berauscht, betrogen, gedankenlos auf ausgetretenen Wegen, die zum Abgrund führen, weitertritt, sondern damit, dass es mit wachem Ernst bedenkt, was die sittliche Forderung der Stunde, anders gesagt: der Wille Gottes von ihm verlangt; wirkliches Pflichtbewusstsein verlangt besonders von den Führern des Volkes, dass sie diesem mit der W a h r h e i t dienen, statt mit demagogischer Irreführung sich selbst zu dienen. In alledem glauben wir freilich nicht an das Evangelium des auch von Ihnen — mit der üblichen Entstellung der Gegner — in Schutz genommenen Aarauer Schützenfestes: „Aug' um Auge, Zahn um Zahn,“ sondern an das Evangelium eines Anderen, der dadurch verleugnet und geschmäht wird.

Wenn Sie sich nun, geehrtester Herr, zu der Aeusserung versteigen, ich werde vielleicht eines Tages dem Herrgott auf den Knien dafür danken, dass wir unser Heer und unsern Militarismus bewahrt hätten, so sage ich Ihnen: So etwas kann nur ein Mann schreiben, der nicht zu wissen scheint, was eine echte Ueberzeugung ist. Wenn mir Verstand und seelische Klarheit nicht verloren gehen, so werde ich beim Ausbruch eines neuen Weltbrandes (an den ich trotz allem nicht glaube, auch nicht glauben will) erst recht wissen, was ich schon jetzt weiss: dass er die Frucht des Militarismus ist, jenes Militarismus, den auch Sie (trotz dem Bekenntnis zum Völkerbund) vertreten und

dass eine schweizerische „Landesverteidigung“ durch Waffen, statt durch Geist, Glauben, Friedenstat, ein zugleich kindischer und tragischer Trug ist. Auf den Knien Gott danken aber werde ich an dem Tag, wo die Schweiz den ersten ernsthaften Schritt tut auf dem Wege der Abrüstung und der Abwälzung jenes Fluches, den Krieg und Kriegsrüstung bedeuten; auf den Knien bitte ich Gott, dass er den Völkern wieder F ü h r e r schicke, lautere, selbstlose, zum opferwilligen Dienst der Wahrheit bereite Führer, statt Advokaten und Demagogen.

Dies meine vorläufige Antwort. Zu weiteren bin ich, wenns sein muss, gerüstet. L. R.

Religiös-soziale Zusammenkunft in Bern am 18. und 19. April 1925.
Dem mehrfach geäußerten Wunsche von Gesinnungsgenossen verschiedener Landesgegenden Folge leistend, laden wir, als Vertreter unserer Gruppe der Freunde der „Neuen Wege“ und des „Aufbau“, die Freunde zu einer zweitägigen Zusammenkunft in Bern ein. Die Tagung soll der freundschaftlichen Annäherung der Teilnehmer aus der deutschen und welschen Schweiz dienen und die vorgesehenen Referate und Diskussionen der Erörterung unserer brennendsten Gegenwartsfragen, der Vertiefung und Klärung unserer geistigen Probleme gewidmet sein. Dabei werden Männer und Frauen, die werktätig in der sozialen Arbeit und Bewegung stehen, zu Worte kommen.

Darum hoffen wir, liebe Freunde, dass unsere Einladung in Ost und West einen warmen Widerhall finden werde. Durch eine rege äussere und innere Teilnahme an dieser Tagung soll unsere Ueberzeugung und die Erkenntnis der religiösen Grundlagen der sozialen Botschaft an unser Volk gefördert und vertieft und dadurch unsere Arbeitsfreudigkeit erhöht werden.

Als Vertreter der Gruppe Bern:

Pfr. K. v. Greyerz, Marie Lanz, Dr. Ch. de Roche, Pfr. E. Hubacher,
Alfred Wirz, F. J. van der Wolk.

Das Programm ist noch vorläufig.

Die N a m e n d e r R e f e r e n t e n werden mit dem endgültigen Programm mitgeteilt.

Um den Besuch der Konferenz zu erleichtern, werden die Berner für Frei-
quartiere besorgt sein. Anmeldungen sind zu richten an F r l. M. L a n z,
Thunstrasse 46, B e r n.

Vorläufiges Programm.

- I. Freitag, den 17. April, im Daheim, Zeughausgasse 31, II. Stock:**
Abends 8 Uhr: Sitzung des Vorstandes der Zentralstelle für Friedensarbeit.
- II. Samstag, den 18. April, im Daheim, I. Stock:**
10 Uhr: Mitgliederversammlung der Zentralstelle für Friedensarbeit.
1 Uhr: Mittagessen.
3—6 Uhr: Aussprache über „Unsere Stellung in und zur Sozialdemokratie“ (3 Referenten).
7 Uhr: Gemeinsames Abendessen.
8 Uhr: Aussprache über: „Unser Kampf gegen den Militarismus“ (3 Referenten).
- III. Sonntag, den 19. April:**
9 Uhr: Andacht in der Chorkapelle der Französischen Kirche. Nachher freie Vereinigung.
1 Uhr: Gemeinsames Mittagessen in der Inneren Enge.
3 Uhr: Aussprache über „Unser Glaube und wie vertreten wir ihn.“ (2 Referenten.)
8 Uhr: Volksabend im Bierhübelisaal. Ansprachen über „Was wollen wir Religiös-Soziale?“ (3 Referenten.)

Mütterwoche. Die Frauengruppen der Arbeitsgemeinschaft Arbeit und Bildung möchten in der zweiten Hälfte April oder in der ersten Hälfte Mai eine Ferienwoche für Mütter veranstalten. Es liegt diesem Plane der Gedanke zu Grunde, dass gerade die junge Frau und Mutter das Bedürfnis hat, aus der Ueberfülle des neuen Erlebens und der neuen Aufgaben heraus einmal wieder in der Stille sich zu sammeln und auch in gemeinsamer Aussprache mit andern Klärung zu suchen für ihre besonderen Lebensprobleme — Ehe, Kindererziehung, Hausfrauenberuf, Stellung der Frau und Mutter zu den sozialen Aufgaben. — Es ist selbstverständlich nicht leicht für die Hausfrau und Mutter, besonders nicht für die in einfachen Verhältnissen lebende, sich auch nur auf eine Woche ihrem Pflichtenkreis zu entziehen. Immerhin haben sich schon einige Frauen gemeldet, die es möglich machen wollen, und es mag doch hier oder dort noch eine Frau sein, die für eine Woche sich im Haushalt ersetzen lassen kann. Zudem sollen Mütter auch Kinder mitnehmen können; es wird für eine junge Hilfskraft gesorgt, die einen Teil des Tages die Kinder beaufsichtigt und beschäftigt.

Als Ferienhaus ist das Bendeli (das Sommerhaus des Mädchenklubs Gartenhof) bei Ebnet-Kappel in Aussicht genommen. Alles soll so einfach und bescheiden, als es irgend angeht, eingerichtet werden, damit die Kosten sich möglichst niedrig stellen. Näheres wird in der Märznummer der „Neuen Wege“ bekannt gegeben. Vorläufige unverbindliche Anmeldungen wären aber schon jetzt sehr erwünscht. Solche sind zu richten an Frau Vogt, Balberstrasse 14, Zürich.



Von Büchern

Die heilige Johanna.

Die „heilige Johanna“ von Bernhard Shaw zu sehen (nicht bloss zu lesen) ist mir zu einem der bedeutsamsten Erlebnisse dieser Jahre geworden. Ich fühle mich denjenigen Lesern gegenüber, die das Werk weder gesehen noch gelesen haben, noch darauf aufmerksam geworden sind, verpflichtet, ihnen zu sagen, dass hier etwas wahrhaft Grosses vorliegt, etwas, das gerade uns viel, viel zu sagen hat, etwas, was uns trösten, stärken, grösser machen kann. Auch die blosser Lektüre des Stückes und der Vorrede, die selbst eine Abhandlung bildet und eine äusserst geistvolle, von Ironie funkelnde Kritik unserer Zeit im besten Shawschen Stil enthält, lohnt sich (die deutsche Uebersetzung ist gut); wer aber eine einigermaßen rechte Aufführung sehen kann, der setze Zeit und Geld daran, wenn es irgend möglich ist. Ich muss wohl hinzufügen, dass Theaterbesuch für mich eine grosse Ausnahme ist — ich brauche wohl kaum die Finger meiner beiden Hände, um zu zählen, wie oft er in den letzten zwei Jahrzehnten vorgekommen ist — aber gerade auf uns seltene Theatergäste kann ein wirklich wertvolles und dazu erträglich oder sogar gut gespieltes Stück einen desto grösseren Eindruck machen und für uns etwas werden, das wir nicht sobald über anderen Eindrücken ähnlicher Art wieder vergessen.

Das Werk Bernhard Shaws ist wirklich ein wenig etwas von dem, was darin eine so grosse Rolle spielt, etwas von einem „Wunder“. Schon lange warten wir besonders für das Drama auf eine Kunst, die wirklich diesen Namen verdiente, eine Kunst, die uns etwas zu sagen hätte, vielleicht sogar etwas Grosses, eine Kunst, die das aussprache, was heute, seis offen, seis verborgen, die Welt bewegt und lebendigen Seelen zu schaffen macht, eine Kunst, die